



# Leseprobe

Nora Roberts

**Verborgene Gefühle**  
Roman

---

Bestellen Sie mit einem Klick für 9,99 €



---

Seiten: 432

Erscheinungstermin: 08. März 2021

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

[www.penguinrandomhouse.de](http://www.penguinrandomhouse.de)

# Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

## Zum Buch

---

Während einer wilden Verfolgungsjagd in Manhattan landet der smarte Meisterdieb Douglas zufällig im Wagen der attraktiven Whitney, die zu seinem Pech ziemlich berechnend ist. Und so bleibt ihm nichts anderes übrig, als die verwöhnte junge Frau auf seine abenteuerliche Reise nach Madagaskar mitzunehmen. In einer Atmosphäre knisternder erotischer Spannung machen sich die beiden auf die Suche nach einem legendenumwobenen Schatz.



### Autor

## Nora Roberts

---

Nora Roberts wurde 1950 in Maryland geboren. Ihren ersten Roman veröffentlichte sie 1981. Inzwischen zählt sie zu den meistgelesenen Autorinnen der Welt: Ihre Bücher haben eine weltweite Gesamtauflage von über 500 Millionen Exemplaren. Auch in Deutschland erobern ihre Bücher und Hörbücher regelmäßig die Bestsellerlisten. Nora Roberts hat zwei erwachsene Söhne und lebt mit ihrem Ehemann in Maryland.

Unter dem Namen J. D. Robb veröffentlicht Nora Roberts seit Jahren ebenso erfolgreich Kriminalromane.

Nora Roberts

# Verborgene Gefühle

Roman

Aus dem Amerikanischen von Nina Bader

WILHELM HEYNE VERLAG  
MÜNCHEN

Die Originalausgabe HOT ICE erschien 1987  
bei Bantam Books, New York

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,  
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese  
nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand  
zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

3. Auflage

Vollständige Taschenbuchausgabe 04/2021

Copyright © 1987 by Nora Roberts

Published by Arrangement with Eleanor Wilder

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 1996

by Wilhelm Heyne Verlag, München

Copyright © dieser Ausgabe 2021 by Wilhelm Heyne Verlag, München

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Printed in Germany

Satz, Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-453-42485-2

[www.heyne.de](http://www.heyne.de)

*Für Bruce  
– der mir gezeigt hat,  
dass es kein größeres  
Abenteuer gibt, als zu lieben*

## *Kapitel 1*

Er rannte um sein Leben. Das geschah nicht zum ersten Mal, und während er an der eleganten Schaufensterauslage von Tiffanys vorbeifegte, hoffte er inständig, dass dies nicht gleichzeitig das letzte Mal wäre. Leichter Aprilregen schimmerte auf der Straße. Die Nachtluft war kühl, doch eine sanfte Brise brachte sogar in Manhattan einen Hauch von Frühling mit sich. Er schwitzte. Sie waren verdammt zu nah an ihm dran. Zu dieser nächtlichen Stunde lag die Fifth Avenue in tiefster Stille, die Schwärze der Nacht wurde nur hier und da von Straßenlaternen erhellt. Ab und zu fuhr ein Auto vorbei. Nicht gerade der ideale Ort, um in der Menge unterzutauchen. Während er weiterlief, erwog er flüchtig, in der nächstgelegenen U-Bahn-Station zu verschwinden – doch falls sie dies Manöver bemerken sollten, säße er in der Falle.

Reifen quietschten hinter ihm, und Doug schoss um die Ecke von Cartiers. Er fühlte einen brennenden Schmerz am Oberarm, hörte das leise »Plop« eines Schalldämpfers, hütete sich jedoch, sein Tempo zu verlangsamen. Blut rieselte entlang seines Hemdärmels. Langsam wurde die Sache unangenehm, und ihn beschlich das ungute Gefühl, dass es noch viel schlimmer kommen könnte.

Doch auf der 52. Straße sah er Leute – vereinzelte Grüpp-

chen, die an den Schaufenstern vorbeischlenderten oder einfach nur müßig herumstanden, und hörte Stimmengewirr und Musik, die seinen keuchenden Atem übertönten. Vorsichtig schlich er sich hinter eine Rothaarige, die seine eigene stattliche Größe noch um Kopfeslänge überragte und zudem doppelt so breit war wie er. Ihre Schultern zuckten im Rhythmus der Musik, die ihrem tragbaren Stereorekorder entströmte. Als würde man sich bei einem Sturm hinter einer Eiche verbergen, dachte Doug mit Galgenhumor, während er die Gelegenheit nutzte, Atem zu schöpfen und seine Wunde zu untersuchen. Er blutete wie ein Schwein. Ohne nachzudenken, zupfte er ein gestreiftes Halstuch aus der Gesäßtasche der Rothaarigen und verband damit seinen Arm, ohne dass die Frau auch nur zusammenzuckte – er hatte ausgesprochen geschickte Hände.

Es war entschieden schwieriger, einen Mann auf offener Straße umzulegen, wenn sich dieser inmitten einer Menschenmenge befand, entschied Doug. Zwar nicht unmöglich, aber schwieriger. Also verlangsamte er seinen Schritt und schloss sich bald dieser, bald jener Gruppe an, während er die Straße nach dem unauffälligen schwarzen Lincoln absuchte.

In der Nähe der Lexington Avenue beobachtete er, wie der Wagen ein Häusergeviert weiter anhielt und drei Männer in gut geschnittenen dunklen Anzügen ausstiegen. Noch hatten sie ihn nicht bemerkt, doch das konnte nicht mehr lange dauern. Dougs Verstand arbeitete auf Hochtouren. Sein Blick irrte prüfend durch die Menschenmenge, mit der er zu verschmelzen versuchte. Die schwarze Lederjacke mit den unzähligen Reißverschlüssen würde es tun ...

»Hey.« Er packte den neben ihm stehenden Jungen am Arm.  
»Ich geb' dir fünfzig Mäuse für deine Jacke.«

Der Punker mit dem blonden Igelhaarschnitt und dem totenblassen Gesicht schüttelte ihn unwillig ab. »Verpiss dich, Mann. Das ist echtes Leder.«

»Na gut, hundert«, knurrte Doug. Die drei Männer kamen immer näher.

Diesmal zeigte der Junge mehr Interesse. Er wandte sich um, sodass Doug den kleinen Geier erkennen konnte, der auf seiner Wange eintätowiert war. »Zweihundert, und das gute Stück gehört dir.«

Doug fingerte schon nach seiner Brieftasche. »Für zweihundert krieg ich auch noch die Sonnenbrille.«

Der Junge nahm die Brille mit den riesigen verspiegelten Gläsern ab. »Gemacht.«

»Mach hin, ich helf dir.« Mit einer raschen Bewegung streifte Doug dem Jungen die Jacke ab. Nachdem er ihm ein paar Scheine in die Hand gedrückt hatte, fuhr er hinein, wobei er einen zischenden Schmerzenslaut ausstieß. In der Jacke hing noch der nicht gerade angenehme Duft ihres Vorbesitzers. Doug ignorierte das und zog den Reißverschluss zu. »Siehst du die drei Typen da, die aussehen wie Totengräber? Die suchen noch Statisten für ein Billy-Idol-Video. Du und deine Freunde, ihr solltet sie auf euch aufmerksam machen.«

»Echt?« Der Junge setzte einen betont gelangweilten Gesichtsausdruck auf und wandte sich ab. Doug schlüpfte durch die nächstbeste Tür.

Im Inneren des Raumes empfing ihn gedämpftes Licht; die weiß gedeckten Tische waren zum größten Teil besetzt. Schimmernde Messinggeländer wiesen den Gästen den Weg zu den intimeren Speisezimmern und zu der mit Spiegelglas verkleideten Bar. Das würzige Aroma französischer Küche stieg Doug in

die Nase – Beifuß, Burgunder und Thymian. Einen Augenblick lang war er versucht, sich am Oberkellner vorbeizumogeln und an einem ruhigen Tisch niederzulassen, doch dann entschied er, dass die Bar eine bessere Tarnung bot. Mit blasierter Miene schob er die Hände in die Hosentaschen und ging langsam hinüber. Als er am Tresen lehnte, überlegte er bereits, wie und wann er hier verschwinden könne.

»Whisky.« Er schob die Sonnenbrille höher auf die Nase. »Seagram's. Lassen Sie die Flasche gleich da.«

Über sein Glas gebeugt, behielt Doug die Tür im Auge. Sein dunkles, gelocktes Haar fiel bis auf den Kragen seiner Jacke, das schmale Gesicht war glatt rasiert, und die Augen hinter den Spiegelgläsern hielt er unverwandt auf die Tür gerichtet, während er einen großen Schluck der scharfen Flüssigkeit hinunterstürzte und sofort nachschenkte. Im Geiste ging er sämtliche Fluchtmöglichkeiten durch.

Schon früh im Leben hatte er gelernt, sich nur auf sich selbst zu verlassen, genau wie er begriffen hatte, dass man die Füße in die Hand nehmen musste, wenn Flucht die beste Lösung war. Nicht, dass er einem Kampf aus dem Weg gegangen wäre, doch zog er es vor, die Vorteile auf seiner Seite zu wissen. Er konnte sowohl sehr direkt handeln wie auch am Rande der Legalität balancieren – je nachdem, was ihm einträglicher erschien.

Das, was er sich unlängst unter den Nagel gerissen hatte, könnte die Antwort auf seine Vorliebe für Luxus und ein sorgenfreies Leben bedeuten – eine Vorliebe, die er schon immer kultiviert hatte. Doug wog die Vor- und Nachteile ab und beschloss, nach den Sternen zu greifen.

Das Pärchen neben ihm war in eine ernsthafte Diskussion über den neuesten Roman von Norman Mailer verstrickt. Ein

anderes Grüppchen spielte mit dem Gedanken, sich zu einem Jazzklub zu begeben, wo man sich für weniger Geld volllaufen lassen konnte. Die Gäste an der Bar waren größtenteils Singles, stellte Doug fest, die die Anstrengungen eines arbeitsreichen Tages fortspülen und Kontakt zu anderen Singles aufnehmen wollten. Von Lederröcken über Maßanzüge bis hin zu knöchelhohen Turnschuhen war alles vertreten. Zufrieden mit seinem Umfeld griff Doug nach einer Zigarette. Er hätte ein schlechteres Versteck wählen können.

Eine Blondine in einem taubengrauen Kostüm glitt auf den Hocker neben ihm und gab ihm Feuer. Sie verbreitete einen schwachen Duft nach Chanel und Wodka. Mit übereinandergeschlagenen Beinen schlürfte sie den Rest ihres Drinks.

»Hab' Sie noch nie hier gesehen.«

Doug warf ihr einen raschen Blick zu und registrierte den schon leicht glasigen Blick und das einladende Lächeln. Zu jedem anderen Zeitpunkt hätte er sich auf das Spielchen eingelassen. »Nein.« Erneut schenkte er sich nach.

»Mein Büro liegt nur ein paar Straßen weiter.« Sogar nach drei Wodkas entging ihr die Aura von Arroganz und unterschwelliger Gefahr nicht, die der Mann neben ihr ausstrahlte. Interessiert rückte sie ein wenig näher. »Ich bin Architektin.«

Dougs Nackenhaare stellten sich auf, als sie den Raum betraten. Die drei wirkten adrett und erfolgreich. Vorsichtig schielte er über die Schulter der Blondinen und bemerkte zu seinem Entsetzen, dass die drei sich trennten. Einer blieb wie zufällig an der Tür stehen. Dem einzigen Ausgang.

Von seinem ablehnenden Verhalten eher angestachelt als entmutigt, legte die Blonde eine Hand auf Dougs Arm. »Und was machen Sie so?«

Doug behielt den Whisky einen Augenblick lang auf der Zunge, bevor er ihn hinunterschluckte und die angenehme Wärme in seinem Inneren genoss. »Ich stehle«, informierte er sie. Die Wahrheit glaubten die Leute immer zu allerletz.

Lächelnd nahm sich die Blonde eine Zigarette, hielt Doug ihr Feuerzeug hin und wartete, dass er ihr Feuer gab. »Wie aufregend.« Sie stieß eine kleine Rauchwolke aus und nahm ihm das Feuerzeug aus der Hand. »Warum spendieren Sie mir nicht einen Drink und erzählen mir mehr davon?«

Wirklich ein Jammer, dass er diese Masche nicht schon früher ausprobiert hatte, wo sie doch so gut anzukommen schien. Und ein Jammer, dass der Zeitpunkt nicht schlechter sein könnte – sie bot einen durchaus erfreulichen Anblick. »Nicht heute Nacht, Süße.«

Dougs Gedanken kreisten ums Geschäft, während er sich Whisky nachschenkte und darauf achtete, sich im Schatten zu halten. Vielleicht funktionierte seine improvisierte Verkleidung ja. In diesem Moment fühlte er den Lauf eines Revolvers an seinen Rippen. Nun ja, vielleicht auch nicht.

»Raus hier, Lord. Mr. Dimitri ist äußerst ärgerlich, dass Sie Ihre Verabredung nicht eingehalten haben.«

»Tatsächlich?« Beiläufig ließ Doug seinen Whisky im Glas kreisen. »Dachte, ich könnte mir noch ein paar Drinks genehmigen, Remo. Hab' gar nicht auf die Zeit geachtet.«

Der Lauf drückte härter gegen seine Rippen. »Mr. Dimitri legt Wert darauf, dass seine Angestellten pünktlich sind.«

Doug goss seinen Whisky hinunter. Im Spiegel hinter der Bar konnte er erkennen, dass die beiden anderen ebenfalls dicht bei ihm Position bezogen. Die Blondine glitt von ihrem Hocker, um nach einer leichteren Beute Ausschau zu halten. »Bin ich

gefeuert?« Er schenkte sich ein weiteres Glas ein und überdachte seine Lage. Drei gegen einen. Zudem waren sie bewaffnet, und er nicht. Andererseits war Remo von den dreien der Einzige, dem man einen Hauch von Intelligenz zubilligen konnte.

»Mr. Dimitri schmeißt seine Angestellten gern persönlich raus.« Remo grinste, wobei er ein perfektes Gebiss unter einem strichdünnen Schnurrbärtchen entblößte. »Und er möchte Ihnen seine besondere Aufmerksamkeit zukommen lassen.«

»Okay.« Doug legte eine Hand um die Whiskyflasche, die andere auf das Glas. »Wie wär's, wenn wir vorher noch schnell einen heben?«

»Mr. Dimitri gestattet keinen Alkohol im Dienst. Außerdem sind Sie spät dran, Lord. Zu spät.«

»Soso. Trotzdem ist es eine Schande, einen so guten Tropfen zu verschwenden.« Doug wirbelte herum, schüttete den Whisky mitten in Remos Augen und schlug dem Mann zu seiner Rechten die Flasche über den Schädel. Der Schwung katapultierte ihn gegen den dritten Mann, sodass sie beide rücklings auf die Desserttheke fielen. Schokoladenmousse und Schlagsahne ergossen sich in einem kalorienreichen Strom über den Boden. Umklammert wie zwei Liebende, rollten sie auf eine Zitronentorte. »Was für eine Verschwendung«, keuchte Doug und schmierte seinem Gegner eine Handvoll Erdbeercreme ins Gesicht. Da ihm bewusst war, dass ein Überraschungseffekt nie von langer Dauer ist, griff er zu einem der hinterhältigsten Verteidigungsmittel und rammte dem anderen mit aller Gewalt das Knie zwischen die Beine. Dann rannte er los.

»Setzen Sie alles auf Mr. Dimitris Rechnung!«, rief er laut, als er sich einen Weg durch die Tische und Stühle bahnte. Aus einem Impuls heraus packte er einen Kellner, den er mitsamt

seinem voll beladenen Tablett in Remos Richtung stieß, ehe er über ein Messinggeländer sprang und zur Tür stürzte. Ohne auf das Chaos hinter ihm zu achten, stürmte er auf die Straße.

Er hatte zwar etwas Zeit gewonnen, doch bald würden sie die Verfolgung wieder aufnehmen. Und diesmal ging es um Leben und Tod. Doug rannte in Richtung Innenstadt und verfluchte die Tatsache, dass nie ein Taxi zu bekommen war, wenn man eins brauchte.

Auf dem Long Island Expressway herrschte nur schwacher Verkehr, als Whitney Richtung Stadt fuhr. Ihr Flug aus Paris war mit einer Stunde Verspätung auf dem Kennedy Airport gelandet. Rücksitz und Kofferraum ihres Mercedes waren bis oben hin mit Gepäck beladen, das Radio voll aufgedreht, sodass der neueste Springsteen-Hit aus dem offenen Fenster dröhnte. Den zweiwöchigen Frankreichtrip hatte sie sich selbst als Belohnung dafür bewilligt, dass sie endlich den Mut aufgebracht hatte, ihre Verlobung mit Tad Carlyse dem Vierten zu lösen.

Ganz gleich wie begeistert ihre Eltern auch sein mochten, sie konnte einfach keinen Mann heiraten, der seine Socken und Krawatten farblich so penibel aufeinander abstimmte.

Whitney begann, den Springsteen-Song mitzusummen, während sie eine langsamere Limousine überholte. Sie war achtundzwanzig, sehr attraktiv und wurde in ihrer Karriere immer erfolgreicher, obwohl sie von Haus aus genug Geld besaß, um etwaige Rückschläge abzudecken. An Wohlstand und Ansehen gewöhnt, pflegte sie nie zu fordern, sondern nur zu erwarten. Es bereitete ihr Vergnügen, spät nachts die schicksten Klubs von New York zu besuchen, wo sie überall auf bekannte Gesichter stieß.

Auch kümmerte es sie wenig, dass die Paparazzi ihr ständig auf den Fersen waren oder dass in den Klatschspalten der Boulevardblätter andauernd Berichte über ihre neuesten Schandtaten erschienen. Sie war, wie sie ihrem verzweifelten Vater oft klarzumachen versuchte, nun einmal von Natur aus exzentrisch.

Zudem hatte sie ein Faible für schnelle Autos, alte Filme und italienische Designerstiefel.

Im Augenblick beschäftigte sie sich mit der Frage, ob sie direkt nach Hause fahren oder noch kurz bei Elaine's vorbeischauen sollte, um zu erfahren, was sich in den letzten zwei Wochen so getan hatte. Die Zeitverschiebung spürte sie überhaupt nicht, wohl aber eine Spur von Langeweile. Nein, nicht bloß eine Spur, gab sie zu. Es war eher so, dass sie in Langeweile erstickte. Die Frage war nur – was sollte sie dagegen unternehmen?

Whitney war das typische Produkt einer neureichen Familie. Aufgewachsen in dem Glauben, die Welt läge ihr zu Füßen, fand sie es oft gar nicht lohnenswert, sich danach zu bücken. Wo blieb der Kitzel? fragte sie sich häufig. Worin lag der – sie hasste dieses Wort – der Sinn? Sie verfügte über einen ausgedehnten Freundeskreis, der, oberflächlich betrachtet, durchaus interessant schien. Doch sobald man einmal hinter die Fassade der Seidenkostüme und Designermodelle geblickt hatte, stellte man fest, dass diese jungen, wohlhabenden, verwöhnten Menschen im Grunde genommen alle gleich waren. Wo blieb die Spannung? Schon besser, dachte sie. Spannung war ein Begriff, mit dem sie eher leben konnte. Es war wirklich nicht sehr spannend, mal eben nach Aruba zu jetten, wenn man nur zum Telefonhörer greifen musste, um das Ganze zu arrangieren.

Die zwei Wochen in Paris waren ruhig und angenehm verlaufen – und ereignislos. Ereignislos. Vielleicht lag hier der Hund begraben. Sie verlangte nach etwas, das man nicht mit einem Scheck oder einer Kreditkarte bezahlen konnte. Sie wollte Action. Whitney kannte sich selbst gut genug, um sich darüber im Klaren zu sein, dass sie in dieser Stimmung zu Dummheiten neigte.

Doch sie war auch nicht in der Stimmung, alleine nach Hause zu fahren und ihre Koffer auszupacken. Andererseits verspürte sie kein sonderliches Verlangen, in einem Klub überall auf die gleichen Leute zu treffen. Sie wollte etwas Neues, Andersartiges. Wie wär's zum Beispiel, wenn sie in eines dieser neuen Szenelokale ginge, die wie Pilze aus dem Boden schossen? Wenn ihr der Sinn danach stand, konnte sie dort einige Drinks zu sich nehmen und Konversation machen. Sollte das Lokal ihr zusagen, könnte sie später an den richtigen Stellen ein paar Worte fallen lassen und so den Klub zum heißesten Tipp von Manhattan machen. Dass sie die Macht dazu besaß, überraschte sie weder, noch freute es sie sonderlich. Es war einfach so.

Whitney kam mit kreischenden Bremsen an einer Ampel zum Stehen und ordnete ihre Gedanken. Neuerdings schien in ihrem Leben rein gar nichts mehr zu geschehen. Es gab keinerlei Aufregung mehr, keinen – nun ja – keinen Pep.

Als die Beifahrertür plötzlich aufgerissen wurde, war sie eher überrascht als erschrocken. Ein Blick auf die schwarze, Reißverschlussverzierte Jacke und die riesige Sonnenbrille des Anhalters genügte, sie zu veranlassen, ablehnend den Kopf zu schütteln. »Sie hinken der Mode hinterher«, war ihr einziger Kommentar.

Doug blickte flüchtig über seine Schulter. Die Luft war rein, doch das würde sich bald ändern. Er sprang in den Wagen und knallte die Tür zu. »Fahren Sie los!«

»Vergessen Sie's. Ich fahre keine Kerle spazieren, die Klammotten vom vorigen Jahr tragen. Gehen Sie auf Schusters Rappen.«

Doug schob die Hand in die Tasche und benutzte seinen Zeigefinger, um einen Revolverlauf vorzutäuschen. »Fahren Sie los«, wiederholte er.

Whitney warf erst einen Blick auf die Tasche, dann auf sein Gesicht. »Wenn da eine Kanone drin ist, will ich sie sehen. Wenn nicht, verschwinden Sie.«

Von allen Autos, die er hätte anhalten können, ausgerechnet dieses ... Warum zum Teufel zitterte sie nicht vor Angst und flehte ihn an, wie es jeder normale Mensch getan hätte? »Verdammt, ich bin nicht scharf drauf, das Ding hier zu benutzen, aber wenn Sie nicht bald in die Gänge kommen und die Karre in Bewegung setzen, dann muss ich Ihnen ein Loch zwischen die Rippen pusten.«

Whitney starrte auf ihr Gesicht, das sich in seiner Brille spiegelte. »Scheißdreck«, gab sie zurück, jede Silbe sorgfältig betonend.

Einen Augenblick lang erwog Doug, sie bewusstlos zu schlagen, hinauszwerfen und sich mit dem Wagen aus dem Staub zu machen. Ein weiterer Blick über seine Schulter belehrte ihn, dass keine Zeit mehr zu verlieren war.

»Hören Sie zu, Lady, wenn Sie nicht schleunigst losfahren – da hinter uns in dem Lincoln sitzen drei Männer, die die Absicht haben, Ihr Spielzeug hier in ein Sieb zu verwandeln.«

Sie schaute kurz in den Rückspiegel und entdeckte den

großen schwarzen Lincoln, der langsam näher kam. »Mein Vater hatte auch mal so einen Wagen«, kommentierte sie. »Ich hab' ihn immer seinen Leichenwagen genannt.«

»Schon gut – fahren Sie los, sonst bin ich bald eine Leiche.«

Achselzuckend beobachtete Whitney den Lincoln im Rückspiegel, dann beschloss sie spontan, herauszufinden, was als Nächstes geschehen würde – sie legte den Gang ein und überquerte die Kreuzung. Der Lincoln hingte sich sofort an sie dran. »Sie verfolgen uns.«

»Natürlich verfolgen sie uns.« Doug spie die Worte förmlich aus. »Und wenn Sie nicht bald Gas geben, dann werden sie gleich auf unserem Rücksitz sitzen und uns die Hände schütteln.«

Es war hauptsächlich Neugier, die Whitney bewog, das Gaspedal durchzutreten und in die 57. Straße einzubiegen. Der Lincoln blieb dicht hinter ihnen. »Tatsächlich, sie verfolgen uns«, wiederholte sie, auf ihrem Gesicht ein aufgeregtes Lächeln.

»Gibt die Karre nicht mehr her?«

Jetzt grinste Whitney ihren Beifahrer an. »Machen Sie Witze?« Noch ehe er antworten konnte, gab sie Vollgas und raste davon. Das war sicherlich die interessanteste Art, den Abend zu verbringen, die sie sich vorstellen konnte. »Ob ich sie wohl abschütteln kann?« Whitney renkte sich fast den Hals aus, um zu überprüfen, ob der Lincoln ihnen weiterhin folgte. »Schon mal eine scharfe Verbrecherjagd im Film gesehen? Klar, Gangster werden immer rarer, aber ...«

»He, passen Sie doch auf!«

Whitney drehte sich wieder um, riss das Steuer nach links und überholte haarscharf einen langsamer fahrenden Sedan.

»Hören Sie zu.« Doug knirschte mit den Zähnen. »Sinn und Zweck dieser Übung ist es, am Leben zu bleiben. Sie schauen auf die Straße, ich behalte den Lincoln im Auge.«

»Seien Sie nicht so überheblich.« Whitney schoss um die nächste Ecke. »Ich weiß genau, was ich tue.«

»Passen Sie lieber auf, wo Sie hinfahren!« Doug griff ihr hart ins Lenkrad und verhinderte so, dass die Kühlerhaube des Mercedes in unsanften Kontakt mit einem am Straßenrand geparkten Fahrzeug geriet. »Dämliches Frauenzimmer!«

Whitney hob das Kinn. »Wenn Sie ausfallend werden wollen, dann steigen Sie besser aus.« Sie verlangsamte das Tempo und fuhr an den Bordstein.

»Um Himmels willen, halten Sie bloß nicht an!«

»Ich dulde keine Beleidigungen. Und jetzt ...«

»Runter!« Doug riss sie zur Seite und drückte sie in den Sitz, kurz bevor die Windschutzscheibe in tausend Stücke zersprang.

»Mein Auto!« Wütend versuchte Whitney sich aufzusetzen, schaffte es aber nur, den Kopf zu heben, um den Schaden zu inspizieren. »Verdammt noch mal, da war nicht ein einziger Kratzer dran. Ich hab' ihn erst seit zwei Monaten.«

»Da wird bald sehr viel mehr als bloß ein Kratzer dran sein, wenn Sie nicht schleunigst Gas geben und hier verschwinden.« Aus seiner geduckten Position heraus kurbelte Doug am Lenkrad und spähte vorsichtig über das Armaturenbrett. »Jetzt!«

Kochend vor Zorn, trat Whitney das Gaspedal hart durch, während Doug mit einer Hand das Lenkrad hielt und sie mit der anderen nach unten drückte.

»Ich kann so nicht fahren!«

»Mit einer Kugel im Kopf können Sie noch viel schlechter fahren.«

»Einer Kugel?« Ihre Stimme klang weniger ängstlich als verärgert. »Sie meinen, die schießen auf uns?«

»Sie werden bestimmt nicht mit Steinen werfen.« Doug verstärkte seinen Griff, und der Wagen prallte gegen den Bordstein und schleuderte um die Ecke. Frustriert, da er die Dinge nicht selbst in die Hand nehmen konnte, blickte er sich um. Der Lincoln war zwar noch immer hinter ihnen, doch sie hatten ein paar Sekunden Vorsprung gewonnen. »Okay, setzen Sie sich wieder auf, aber halten Sie den Kopf gesenkt. Und fahren Sie bloß weiter!«

»Wie soll ich das nur meiner Versicherung erklären?« Whitney hob den Kopf und suchte in der geborstenen Windschutzscheibe nach einem Stück freiem Gesichtsfeld. »Die werden mir nie glauben, dass auf mich geschossen worden ist, und ich habe schon genug Punkte. Wissen Sie, was für horrenden Prämien ich zahlen muss?«

»Wenn ich mir Ihren Fahrstil so betrachte, kann ich mir das gut vorstellen.«

»Jedenfalls hab' ich jetzt die Nase voll.« Whitney biss die Zähne zusammen und bog links ab.

»Das ist eine Einbahnstraße.« Doug sah sich hilflos um. »Haben Sie das Schild nicht gesehen?«

»Ich weiß, dass das eine Einbahnstraße ist«, zischte sie und trat härter auf das Gaspedal. »Aber zugleich ist das der schnellste Weg durch die Stadt.«

»O Gott.« Doug sah Scheinwerferlichter auf sich zukommen. Automatisch tastete er nach dem Türgriff und bereitete sich auf den Zusammenprall vor. Wenn er schon sterben musste, sinnierte er, dann lieber durch einen netten, sauberen Schuss mitten durchs Herz, als von einem Auto platt gedrückt zu werden.

Ohne auf das wütende Hupkonzert zu achten, schoss Whitney im Zickzack weiter. Narren und kleine Kinder ... dachte Doug, als sie knapp zwischen zwei entgegenkommenden Fahrzeugen durchpreschten. Gott hielt seine schützende Hand über Narren und kleine Kinder. Er war heilfroh, sich zu den Ersteren zählen zu können.

»Sie sind immer noch da.« Doug drehte sich um und beobachtete den Lincoln. Irgendwie war alles einfacher, wenn er nicht nach vorne blicken musste. Sie wurden hin und her geworfen, als Whitney zwischen den Autos durchschoss, und dann ging sie so stark in die Kurve, dass er mit aller Gewalt gegen die Tür prallte. Fluchend tastete Doug nach der Wunde an seinem Arm. »Versuchen Sie doch bitte nicht, uns umzubringen. Die Typen hinter uns brauchen keine Hilfe.«

»Nie zufrieden, was?«, schoss Whitney zurück. »Ich will Ihnen mal was sagen – Sie sind nicht unbedingt der angenehmste Gesellschafter.«

»Ich neige dazu, schlechte Laune zu bekommen, wenn man mich umbringen will.«

»Versuchen Sie doch mal, gute Miene zum bösen Spiel zu machen«, schlug Whitney vor und schnitt die nächste Kurve, wobei sie den Bordstein streifte. »Sie machen mich nervös.«

Doug ließ sich zurücksinken und fragte sich erbittert, warum er ausgerechnet auf diese Weise enden musste, wo es doch so viele Möglichkeiten gab – im Mercedes einer Verrückten zerquetscht zu werden! Hätte er nicht einfach Remo folgen und sich von Dimitri mit Stil ermorden lassen können? Darin hätte entschieden mehr Gerechtigkeit gelegen.

Jetzt waren sie wieder auf der Fifth Avenue angelangt und fuhren in südlicher Richtung, und zwar mit mehr als hundert-

vierzig, wie Doug anhand des Tachos feststellte. Wasser spritzte bis hoch an die Scheiben, als sie durch eine Pfütze rasten. Sogar jetzt war der Lincoln nur ein kleines Stück hinter ihnen. »Verdammt. Sie lassen einfach nicht locker.«

»Ach nein?« Mit zusammengebißenen Zähnen warf Whitney einen Blick in den Rückspiegel. Sie war noch nie ein guter Verlierer gewesen. »Das wollen wir doch mal sehen.« Noch ehe Doug Atem holen konnte, bremste sie ab, riss das Lenkrad herum und schoss schleudernd direkt auf den Lincoln zu.

Doug verfolgte das Manöver mit einer Mischung aus Angst und Faszination. »Um Himmels willen!«

Auf dem Beifahrersitz des Lincoln schloss sich Remo seinen Worten an, ehe sein Fahrer die Nerven verlor, das Lenkrad verriß und quer über den Bürgersteig raste, ehe er mitten im Schaufenster von Godiva-Schokoladen zum Stehen kam. Ohne den Fuß vom Gas zu nehmen und gleichzeitig bremsend, ließ Whitney den Mercedes um die eigene Achse schlittern und raste die Fifth Avenue zurück.

Doug ließ sich in den Sitz zurücksinken und atmete ein paar mal tief durch. »Lady«, stieß er dann hervor, »Sie haben entschieden mehr Mut als Verstand.«

»Und Sie schulden mir dreihundert Dollar für die Windschutzscheibe.« Whitney bog in die Einfahrt eines unterirdischen Parkhauses ein.

»Ja, ja.« Zerstreut betastete Doug seinen Körper, um sich zu vergewissern, dass noch alle Knochen heil waren. »Ich schicke Ihnen einen Scheck.«

»Bargeld.« Nachdem sie den Wagen in ihrer Parkbox abgestellt hatte, zog Whitney den Zündschlüssel ab und sprang heraus. »Sie können jetzt mein Gepäck heraufbringen.« Mit diesen

Worten wies sie auf die Koffer auf dem Rücksitz, ehe sie sich zum Fahrstuhl wandte. Zwar zitterten ihr noch vor Schreck die Knie, aber sie hätte sich eher die Zunge abgebissen, als dies zugeben. »Ich brauche einen Drink.«

Doug musterte die Garageneinfahrt und überlegte, wie er weiter vorgehen sollte. Ein, zwei Stunden in ihrer Wohnung würden ihm genügen, um die Situation gründlich zu überdenken. Außerdem stand er in ihrer Schuld. Seufzend begann er, das Gepäck auszuladen.

»Im Kofferraum ist noch mehr.«

»Das hole ich später.« Er hängt sich eine Reisetasche über die Schulter und wuchtete zwei Koffer hoch. Von Gucci, wie er mit einem bösen Grinsen registrierte. Und sie machte wegen lumpiger dreihundert Dollar ein Riesentheater.

Doug schleppte die Koffer zum Fahrstuhl und ließ sie unsanft zu Boden plumpsen. »Waren Sie verreist?«

Whitney drückte auf den Knopf für die zweiundvierzigste Etage. »Ein paar Wochen in Paris.«

»Ein paar Wochen, aha.« Doug warf dem Gepäckberg einen vielsagenden Blick zu. Hatte sie nicht gesagt, im Kofferraum sei noch mehr? »Sie reisen wohl gerne mit leichtem Gepäck?«

»Ich reise«, erwiderte Whitney hochtrabend, »wie es mir passt. Schon mal in Europa gewesen?«

Er grinste sie an, und obwohl die Sonnenbrille seine Augen verbarg, lag etwas sehr Anziehendes in diesem Lächeln. Er hatte einen wohlgeformten Mund und nicht ganz regelmäßige Zähne. »Ein paarmal.«

Schweigend musterten sie sich. Zum ersten Mal hatte Doug Gelegenheit, sie richtig anzusehen. Sie war größer, als er erwartet hatte – obgleich er nicht ganz sicher war, was er eigentlich

erwartet hatte. Ihr Haar war fast vollständig unter einem großen weißen Filzhut verborgen, doch die Strähnen, die darunter hervorlugten, waren genauso hell wie das Haar des Punkers, den er auf der Straße angehalten hatte, nur von einem intensiveren Farbton. Zwar beschattete der Hut ihr Gesicht, doch Doug konnte schön geschwungene Wangenknochen und elfenbeinfarbene, reine Haut erkennen. Die großen Augen schimmerten so golden wie der Whisky, den er zuvor getrunken hatte. Ihr ungeschminkter Mund lächelte nicht, und sie duftete leicht und verlockend wie etwas, das man im Dunkeln gern berühren würde.

Offensichtlich gehörte sie zu der Sorte Frau, die er bei sich immer als »eine Wucht« bezeichnete, obwohl unter der schlichten Zobeljacke und den Seidenhosen keine überwältigenden Rundungen zu erkennen waren. Doug bevorzugte eigentlich gut gebaute bis üppige Frauen, trotzdem kostete es ihn keine allzu große Überwindung, sie anzusehen.

Whitney kramte in ihrer Schlangenledertasche nach den Schlüsseln. »Diese Brille ist absolut lächerlich.«

»Zugegebenermaßen. Aber sie hat ihren Zweck erfüllt.«  
Doug nahm die große Sonnenbrille bereitwillig ab.

Überrascht bemerkte Whitney, dass seine Augen sehr hell, sehr klar und sehr grün leuchteten. Irgendwie schienen sie nicht zu seiner sonstigen Erscheinung zu passen – bis einem auffiel, wie direkt und wach der Blick war und wie genau der Mann alles beobachtete, was um ihn herum vorging.

Bislang hatte er sie nicht sonderlich beunruhigt; die Sonnenbrille ließ ihn harmlos und ein bisschen dümmlich erscheinen. Doch jetzt verspürte Whitney zum ersten Mal ein leises Unbehagen. Wer zum Teufel war er eigentlich, und warum wurde auf ihn geschossen?

Als die Fahrstuhltüren aufglitten, bückte Doug sich nach den Koffern. Whitney schaute auf ihn herunter und sah ein dünnes rotes Rinnsal an seinem Handgelenk herablaufen. »Sie bluten ja!«

Doug blickte gelassen seine Hand an. »Ich weiß. Wo geht's lang?«

Sie zögerte nur einen Augenblick. Was er konnte, das konnte sie schon lange. »Nach rechts. Und bitte bluten Sie nicht über die Koffer.« Sie schob sich an ihm vorbei und steckte den Schlüssel ins Schloss.

Trotz seiner Verärgerung und der Schmerzen im Arm fiel Doug ihr wiegender Gang auf. Offenbar war sie an die Bewunderung der Männer gewöhnt. Mit ein paar Schritten war er neben ihr. Whitney warf ihm einen flüchtigen Blick zu, ehe sie die Tür aufstieß, das Licht einschaltete und geradewegs auf die Bar zusteuerte. Sie griff nach einer Flasche Remy Martin und goss jedem einen großzügigen Schluck ein.

Beeindruckend, dachte Doug, der bereits eine Bestandsaufnahme ihrer Wohnung vornahm. Der Teppich war so dick und weich, dass man bequem darauf schlafen konnte. Er verfügte über genug Sachkenntnis, um den französischen Einfluss in der Einrichtung zu registrieren, vermochte aber die genaue Periode nicht zu bestimmen. Sie hatte ein tiefes Saphirblau und Senfgelb gewählt, um das glänzende Weiß des Teppichs zu dämpfen. Doug war durchaus in der Lage, Antiquitäten zu erkennen, wenn er sie zu Gesicht bekam, und in diesem Raum gab es einige interessante Stücke. Ihre Vorliebe für Romantik war genauso offensichtlich wie die Seelandschaft von Monet an der Wand impressionistisch war. Eine ausgezeichnete Kopie, stellte Doug fest. Wenn er Zeit genug hätte, die zu versetzen, könnte

er sich auf den Weg machen. Ein flüchtiger Blick bestätigte ihm, dass er nur die Taschen seiner Jacke mit ihrem französischen Krimskrams zu füllen und ins nächste Pfandhaus zu gehen brauchte, um sich ein Ticket erster Klasse leisten zu können, das ihn weit genug von hier fortbrachte. Das Problem war nur, dass er es nicht wagte, hier in der Stadt ein Pfandhaus aufzusuchen, jedenfalls nicht, solange Dimitri seine Fühler nach ihm ausstreckte.

Doug wunderte sich über sich selbst. Obwohl die Möbel für ihn wertlos waren, musste er doch zugeben, dass sie einen gewissen Reiz auf ihn ausübten. Unter normalen Umständen hätte ihm die feminine, verspielte Note missfallen. Vielleicht brauchte er nach seiner abenteuerlichen Flucht einfach die beruhigende Atmosphäre einer gepflegten Wohnung? Whitney nippte an ihrem Cognac, ehe sie ihm ein Glas reichte.

»Nehmen Sie das ins Badezimmer mit«, ordnete sie an, wobei sie ihren Pelz achtlos über die Sofalehne warf. »Ich sehe mir mal Ihren Arm an.«

Achselzuckend beobachtete Doug, wie sie das Zimmer verließ. Normalerweise stellten Frauen immer gleich Dutzende von Fragen. Hatte die hier ganz einfach nicht genug Grips dazu? Widerwillig folgte er ihr und dem Duft ihres Parfüms, der in der Luft hing. Aber sie hatte Klasse, gab er zu, das war nicht zu leugnen.

»Ziehen Sie die Jacke aus, und setzen Sie sich«, befahl Whitney, die bereits einen Waschlappen einweichte.

Doug streifte seine Jacke ab, wobei er vor Schmerz die Zähne zusammenbiss, als er den linken Arm bewegte. Nachdem er sie sorgsam zusammengefaltet und auf der Badewannenablage deponiert hatte, nahm er auf einem hohen Stuhl Platz, den jeder

andere Mensch in das Wohnzimmer stellen würde. An sich herabsehend, bemerkte er, dass sein blutiger Hemdärmel am Arm festklebte. Fluchend riss er ihn herunter und legte die Wunde frei. »Das kann ich alleine«, knurrte er und langte nach dem Waschlappen.

»Halten Sie doch den Mund.« Whitney begann, mit dem warmen Lappen das eingetrocknete Blut abzuwaschen. »Erst wenn ich die Wunde gesäubert habe, kann ich sehen, wie schwer die Verletzung ist.«

Da das warme Wasser beruhigend wirkte und ihre Berührung sanft war, lehnte Doug sich zurück und sah ihr zu. Was war das nur für eine Frau?, fragte er sich. Sie fuhr wie eine Wahnsinnige, kleidete sich wie ein Fotomodell und trank – ihm war nicht entgangen, dass sie ihr Cognacglas bereits geleert hatte – wie ein Matrose. Ihm wäre es lieber gewesen, wenn sie zumindest einen Anflug der Hysterie gezeigt hätte, die er bei Frauen voraussetzte.

»Wollen Sie nicht wissen, wie ich dazu gekommen bin?«

»Hmmm.« Whitney presste einen sauberen Lappen auf die Wunde, die erneut zu bluten begann. Da er sie offensichtlich dazu verleiten wollte, Fragen zu stellen, war sie fest entschlossen, dies zu vermeiden.

»Eine Kugel«, erklärte Doug würdevoll.

»Tatsächlich?« Interessiert entfernte Whitney den Lappen, um sich den Arm genauer anzusehen. »Ich habe noch nie eine Schussverletzung gesehen.«

»Na so was.« Er nahm noch einen Schluck Cognac. »Und wie gefällt sie Ihnen?«

Achselzuckend schloss Whitney die Tür des Spiegelschränkchens. »Nicht sehr beeindruckend.«

Stirnrunzelnd betrachtete Doug seine Wunde. Zugegeben, die Kugel hatte ihn nur gestreift, aber immerhin war auf ihn geschossen worden. Das passierte einem Mann nicht jeden Tag. »Es tut höllisch weh.«

»Wir verbinden das jetzt. Kratzer tun nur noch halb so weh, wenn man sie nicht mehr sieht.«

Er beobachtete, wie sie zwischen Cremetöpfchen und Flaschen mit Badezusatz herumstöberte. »Sie haben eine böse Zunge, Lady.«

»Whitney«, korrigierte sie. »Whitney MacAllister.« Sie drehte sich um und hielt ihm die Hand hin.

Seine Lippen verzogen sich leicht. »Lord, Doug Lord.«

»Hallo, Doug. Nun, wenn ich hier fertig bin, müssen wir uns mal über den Schaden an meinem Auto unterhalten.« Erneut wandte sie sich zum Spiegelschrank. »Dreihundert Dollar!«

Doug trank einen weiteren Schluck Cognac. »Wie kommen Sie gerade auf dreihundert Dollar?«

»Ich gehe vom untersten Ende der Liste aus. Der Preis für die Windschutzscheibe eines Mercedes liegt bei mindestens dreihundert Dollar.«

»Die muss ich Ihnen leider schuldig bleiben. Ich habe meine letzten zweihundert für die Jacke ausgegeben.«

»Für dieses Ding?« Ungläubig schüttelte Whitney den Kopf. »Ich hätte Sie für gescheiter gehalten.«

»Ich brauchte sie«, gab Doug zurück. »Und außerdem ist sie aus echtem Leder.«

Jetzt lachte Whitney laut auf. »Ja, eine echte Imitation.«

»Was soll das heißen, Imitation?«

»Diese Reißverschlussverzierte Scheußlichkeit stammt nie im

Leben von einer Kuh ... Ah, da ist es ja. Ich wusste doch, dass ich welches habe.« Mit einem zufriedenen Nicken entnahm Whitney dem Schrank eine kleine Flasche.

»Dieser kleine Bastard«, schimpfte Doug leise. Bislang hatte er weder die Zeit noch die Möglichkeit gehabt, seine Neuerwerbung genauer anzusehen. Doch im hellen Licht des Badezimmers zeigte sich, dass die Jacke tatsächlich aus billigem Kunststoff bestand. Zweihundert Dollar! Das plötzliche Brennen an seinem Arm ließ ihn zusammenzucken. »Verdammt! Was tun Sie denn da?«

»Jod«, erklärte Whitney, wobei sie eine großzügige Dosis davon auf seinem Arm verteilte.

Er blickte sie böse an. »Das Zeug brennt!«

»Stellen Sie sich nicht so an.« Rasch und geschickt wickelte sie Gaze um seinen Arm, bis die Wunde bedeckt war, verklebte die Enden und tätschelte ihr Werk liebevoll. »So gut wie neu«, erklärte sie zufrieden. Immer noch über ihn gebeugt, wandte sie den Kopf und lächelte ihn an. Ihre Gesichter berührten sich fast, das ihre vergnügt, das seine voller Ärger. »Jetzt zu meinem Wagen ...«

»Ich könnte ein Mörder, ein Vergewaltiger oder ein Psychopath sein, das können Sie gar nicht wissen.« Der sanfte, gefährliche Ton, in dem er dies sagte, jagte ihr einen Schauer über den Rücken.

»Das glaube ich kaum.« Doch sie nahm ihr leeres Glas und ging ins Wohnzimmer zurück. »Noch einen Drink?«

Mut hatte sie ja. Doug griff nach seiner Jacke und folgte ihr. »Wollen Sie denn nicht wissen, warum die hinter mir her waren?«

»Die bösen Jungs?«

»Die – bösen Jungs?«, wiederholte er mit einem verblüfften Lachen.

»Gute Jungs schießen nicht auf unbeteiligte Zuschauer.« Sie füllte ihr Glas nach. »Die logische Schlussfolgerung lautet also, dass Sie zu den guten Jungs gehören.«

Lachend ließ er sich neben sie auf das Sofa fallen. »Eine Menge Leute sind da anderer Ansicht.«

Über den Rand ihres Glases musterte Whitney ihn unauffällig. »Gut« war tatsächlich keine sehr treffende Bezeichnung; er ließ sich nicht so ohne Weiteres einordnen. »Ich schlage vor, Sie erzählen mir jetzt, warum diese drei Männer Sie umbringen wollten.«

»Die erledigen nur ihren Job.« Doug nahm einen tiefen Schluck. »Sie arbeiten für einen Mann namens Dimitri. Ich habe etwas in meinem Besitz, was er haben will.«

»Und das wäre?«

»Einen Plan, der direkt zu einem Topf voll Gold führt«, erwiderte Doug geistesabwesend, erhob sich und begann, im Raum auf und ab zu gehen. Er hatte gerade zwanzig Dollar in bar plus einer abgelaufenen Kreditkarte in der Tasche, damit kam er nie aus dem Land heraus. Der sorgfältig gefaltete Inhalt des Manilaumschlages, den er bei sich trug, war ein Vermögen wert, aber ehe er das kassieren konnte, musste er sich ein Flugticket besorgen. Er könnte am Flughafen jemanden um seine Brieftasche erleichtern. Oder, besser noch, er könnte die Nummer abziehen, mit der er in Miami schon einmal durchgekommen war – nämlich sich mittels einer gefälschten Dienstmarke Zugang zum Flugzeug verschaffen und dann den hartgesotenen FBI-Agenten spielen. Aber diesmal hatte er Bedenken, und er pflegte sich auf seinen Instinkt zu verlassen.

»Ich bräuchte ein Darlehen«, nuschelte er. »Ein paar Hundert – höchstens einen Tausender.« Nachdenklich drehte er sich um und musterte Whitney.

»Vergessen Sie's«, meinte sie schlicht. »Sie schulden mir bereits dreihundert Dollar.«

»Sie bekommen Ihr Geld«, schnappte Doug. »Verdammt, in sechs Monaten kaufe ich Ihnen ein ganz neues Auto. Betrachten Sie es als Investition.«

»Darum kümmert sich mein Börsenmakler.« Lächelnd nippte sie an ihrem Cognac. In dieser Stimmung wirkte er besonders anziehend, wenn seine Augen vor Aufregung funkelten.

»Whitney, hören Sie.« Er ließ sich wieder auf der Sofalehne nieder. »Bloß tausend Dollar. Was ist das schon, nach allem, was wir miteinander durchgemacht haben?«

»Siebenhundert mehr, als Sie mir bereits schulden«, erklärte sie.

»In sechs Monaten zahle ich es Ihnen doppelt und dreifach zurück. Ich muss ein Flugticket kaufen, noch ein paar andere Kleinigkeiten ...« Er sah an sich herunter und lächelte sie dann gewinnend an. »Zum Beispiel ein neues Hemd.«

Ein Spieler, dachte Whitney fasziniert. Was meinte er bloß mit »ein Topf voll Gold«? »Ich müsste schon einiges mehr erfahren, ehe ich mein Geld riskiere.«

Er hatte Frauen schon viel mehr als nur Geld abgeschwatzt. Voller Zuversicht nahm er ihre Hand zwischen die seinen und rieb mit dem Daumen über ihre Knöchel. Seine Stimme wurde zu einem sanften Schnurren. »Es geht um einen Schatz. Etwas, was sonst nur im Märchen vorkommt. Ich werde Ihnen Diamanten für Ihr Haar mitbringen, große, glitzernde Diamanten. Sie werden aussehen wie eine Prinzessin.« Mit einem Finger

streichelte er ihre weiche, kühle Wange und verlor für einen Augenblick den Faden. »Wie eine Märchenprinzessin.«

Langsam nahm er ihren Hut ab, den sie immer noch aufhatte, und sah mit einer Mischung aus Erstaunen und Bewunderung zu, wie ihr Haar herabfiel und um ihre Schultern floss. »Haar wie dieses sollte mit Diamanten geschmückt werden.«

Tatsächlich, er war bezaubernd. Ein Teil von ihr war bereit, ihm alles zu glauben, alles zu tun, was er verlangte. Doch der andere Teil, der von kühlem Verstand geprägt war, gewann die Oberhand. »Ich liebe Diamanten. Aber ich kenne eine Anzahl von Leuten, die teuer dafür bezahlt haben und auf wertlosem Glas sitzen geblieben sind. Garantien, Douglas!« Um sich abzuwenden, trank sie einen weiteren Schluck Cognac. »Ich unternehme nichts auf blauen Dunst hin.«

Frustriert erhob er sich. Sie mochte ja schwach und beeinflussbar wirken, aber sie war hart wie Stahl. »Wer sollte mich daran hindern, mir einfach zu nehmen, was ich will?« Mit einem raschen Griff schnappte er sich ihre Handtasche und hielt sie in die Höhe. »Entweder verschwinde ich jetzt damit, oder wir kommen ins Geschäft.«

Whitney stand auf und nahm ihm die Tasche aus der Hand. »Ich mache keine Geschäfte, ohne alle Bedingungen zu kennen. Sie haben vielleicht Nerven! Mir zu drohen, nachdem ich Ihnen das Leben gerettet habe.«

»Mir das Leben gerettet?« Doug explodierte förmlich. »Sie haben mich mindestens zwanzigmal fast umgebracht!«

Ihr Kinn hob sich, ihre Stimme klang kalt und hochmütig. »Wenn ich diese Männer nicht ausgetrickst und dabei auch noch mein Auto aufs Spiel gesetzt hätte, dann würden Sie jetzt im East River treiben.«

Dieses Bild kam der Wahrheit bedenklich nahe. »Sie haben wohl zu viele Gangsterfilme gesehen«, konterte er.

»Ich will wissen, was Sie in der Hand haben und wo Sie hinwollen.«

»Ein Puzzle. Ich besitze Teile eines Puzzles, und ich will nach Madagaskar.«

»Madagaskar?« Gefesselt von diesem Wort, dachte Whitney nach. Vor ihrem inneren Auge entstanden Bilder heißer, schwüler Nächte, erfüllt vom Lärm exotischer Vögel. Abenteuer! »Was für ein Puzzle? Was für eine Art von Schatz?«

»Das ist meine Sache.« Vorsichtig, um seinen Arm zu schonen, schlüpfte Doug wieder in die Jacke.

»Ich will ihn sehen.«

»Sie können ihn nicht sehen. Er liegt in Madagaskar.« Langsam griff er nach einer Zigarette und schätzte seine Chancen ab. Er würde ihr gerade so viel erzählen, dass ihre Neugier geweckt wurde, ohne dass sie ihm deswegen Schwierigkeiten bereiten konnte. Eine Rauchwolke ausstoßend, blickte er sich in dem Zimmer um. »Es scheint, dass Sie einiges über Frankreich wissen?«

Ihre Augen verengten sich. »Genug, um Schnecken und Dom Perigon zu bestellen.«

»Darauf möchte ich wetten.« Er nahm eine perlenbesetzte Schnupftabakdose von einem mit Antiquitäten vollgestopften Regal. »Sagen wir mal so: Die Sachen, hinter denen ich her bin, haben mit Frankreich zu tun. Dem alten Frankreich.«

Nachdenklich kaute sie auf ihrer Unterlippe. Er hatte ihren wunden Punkt getroffen. Die kleine Schnupftabakdose, die er in der Hand hielt, war zweihundert Jahre alt und gehörte zu einer weltbekannten Sammlung. »Wie alt?«

»Einige Jahrhunderte. Schauen Sie mal, Süße, Sie könnten mir helfen.« Doug stellte die Dose zurück und ging zu ihr hinüber. »Sehen Sie es als kulturelle Investition an. Sie leihen mir das Geld, und ich bringe Ihnen ein paar Schmuckstücke mit.«

Zweihundert Jahre, das bedeutete die Zeit der Französischen Revolution. Marie und Ludwig ... Reichtum, Dekadenz, Hofintrigen ... Langsam erschien ein Lächeln auf Whitneys Gesicht. Gerade die französische Geschichte, der Königshof, die Politik, die Philosophen und Künstler dieser Zeit hatten sie seit jeher fasziniert. Wenn er wirklich etwas in der Hand hatte – und der Ausdruck seiner Augen überzeugte sie davon, dass er die Wahrheit sagte – warum sollte sie sich nicht einen Anteil davon sichern? Und außerdem bereitete eine Schatzsuche ihr ein weit größeres Vergnügen als ein Nachmittag bei Sotheby's.

»Angenommen, ich wäre interessiert«, tastete sie sich vor. »Wie hoch müsste denn der Einsatz sein?«

Doug grinste. Er hätte nicht gedacht, dass sie so bereitwillig nach dem Köder schnappen würde. »Ein paar Tausend Dollar.«

»Ich sprach nicht von Geld.« Mit der Lässigkeit der Reichen winkte Whitney ab. »Ich möchte wissen, wie wir da drankommen.«

»Wir?« Sein Grinsen erstarb. »Wer redet denn von ›wir?‹«

Whitney betrachtete prüfend ihre Fingernägel. »Ohne ›wir‹ kein Geld.« Lässig lehnte sie sich zurück. »Ich war noch nie in Madagaskar.«

»Dann setzen Sie sich mit Ihrem Reisebüro in Verbindung, Süße. Ich arbeite alleine.«

»Zu schade.« Lächelnd strich sie ihr Haar zurück. »Nun, es war nett, mit Ihnen zu plaudern. Was die Regulierung des Schadens an meinem Wagen betrifft ...«

»Hören Sie, ich habe jetzt keine Zeit, um ...« Ein leises Geräusch hinter ihm ließ ihn verstummen. Doug fuhr herum und sah, wie der Türknauf sich langsam bewegte – erst nach rechts, dann nach links. Mit einer Handbewegung bedeutete er Whitney, sich ruhig zu verhalten. »Ducken Sie sich hinter die Couch«, flüsterte er ihr zu, während er den Raum nach einer brauchbaren Waffe absuchte. »Bleiben Sie dort, und seien Sie ganz still.«

Erst wollte Whitney protestieren, doch dann hörte sie, wie jemand vorsichtig an dem Türknauf rüttelte und sah, wie Doug eine schwere Porzellanvase hochhob. »Runter!«, zischte er erneut, als er das Licht ausschaltete. Es war wohl klüger, seinen Rat zu befolgen. Gehorsam kroch Whitney hinter das Sofa und wartete ab.

Doug stellte sich hinter die Tür und beobachtete, wie sich diese langsam öffnete. Er packte die Vase mit beiden Händen. Wenn er bloß wüsste, mit wie vielen Gegnern er es zu tun hatte! Als der erste Schatten ganz durch die Tür gegliitten war, hob er die Vase über seinen Kopf und ließ sie mit aller Gewalt nieder-sausen. Man hörte ein Krachen, ein Grunzen und dann einen dumpfen Aufprall. Whitney in ihrem Versteck vernahm alle drei Geräusche, ehe das Chaos losbrach.

Füße trappten über den Boden, Glas splitterte – ihr Meißener Teeservice, wenn sie die Richtung des Geräusches richtig geortet hatte –, dann fluchte ein Mann laut. Ein gedämpftes »Plopp«, gefolgt von neuerlichem Glassplittern, ließ Whitney an einen Schalldämpfer denken. Oft genug hatte sie dieses Geräusch im Fernsehen gehört. Und tatsächlich – als sie den Kopf wandte, entdeckte sie ein kleines Loch in dem Fenster hinter ihr.

Das würde ihrem Vermieter nicht gefallen. Kein bisschen. Und sie stand ohnehin schon auf seiner schwarzen Liste, seit

ihre letzte Party ein wenig außer Kontrolle geraten war. Dieser verdammte Douglas Lord bescherte ihr nichts als Ärger. Hoffentlich war der Schatz – hier zog sie unwillig die Augenbrauen zusammen – hoffentlich war das alles die Sache wert.

Mit einmal herrschte wieder Stille; eine Unheil verkündende Stille. Alles, was sie hören konnte, waren leise Atemzüge.

Doug drückte sich in eine dunkle Ecke und hielt die 45er, die er dem Mann vor ihm abgenommen hatte, fest umklammert. Zwar besaß sein anderer Gegner auch eine Pistole, aber zumindest war er nicht mehr unbewaffnet. Er hasste Schusswaffen. Ein Mann, der sich darauf verließ, fand sich gewöhnlich irgendwann einmal am falschen Ende des Laufes wieder. Sehr beruhigend.

Eigentlich stand er nahe genug an der Tür, um unbemerkt hinausschlüpfen und sich aus dem Staub machen zu können. Wenn die Frau hinter dem Sofa – sowie ein gewisses Schuldgefühl, sie in diese Sache hineingezogen zu haben – nicht gewesen wäre, dann hätte er genau dies versucht. Die Tatsache, dass ihm dieser Weg versperrt war, steigerte nur noch seine Wut. Vielleicht, nur vielleicht musste er einen Mann töten, um hier herauszukommen. Er hatte früher bereits getötet und war sich darüber im Klaren, dass er wahrscheinlich wieder so handeln könnte, doch an diesen Teil seines Lebens dachte er nie, ohne sich miserabel zu fühlen.

Doug befühlte den Verband an seinem Arm. Zu seinem Entsetzen spürte er, dass seine Finger feucht wurden. Sollte er etwa hier stehen bleiben, bis alles durchgeblutet war? Nein. Geräuschlos schlich er an der Wand entlang.

Whitney musste eine Hand vor den Mund pressen, um einen Schrei zu unterdrücken, als ein Schatten sich zum Sofa hinbe-

wegte. Es handelte sich nicht um Doug – sie sah sofort, dass der Hals zu lang und das Haar zu kurz waren. Dann bemerkte sie eine Bewegung zu ihrer Linken. Der Schatten wandte sich ab. Ohne groß über ihre Handlungsweise nachzudenken, zog Whitney einen Schuh aus, packte das solide italienische Leder mit einer Hand und schmetterte den Blockabsatz mit aller Kraft auf den Kopf des Schattens.

Ein Stöhnen erklang – dann fiel jemand zu Boden.

Triumphierend hielt Whitney ihren Schuh in die Höhe. »Ich hab' ihn erwischt!«

»Großer Gott«, murmelte Doug, nahm sie bei der Hand und zerrte sie mit sich.

»Ich hab' ihn ausgeschaltet«, erzählte sie Doug, der sie in Richtung Treppenhaus schleifte. »Hiermit.« Fröhlich winkte sie mit dem Schuh in ihrer Hand. »Wie haben sie uns bloß gefunden?«

»Dimitri. Anhand Ihres Nummernschildes«, antwortete Doug, der sich über sich selber ärgerte. Dass er daran nicht gedacht hatte! Während er mit ihr die nächstliegende Treppe hinunterhastete, begann er, einen neuen Plan zu entwerfen.

»So schnell?« Whitney lachte aufgeregt. »Ist dieser Dimitri ein gewöhnlicher Sterblicher oder ein Hexenmeister?«

»Er ist ein Mann, der Macht über andere Menschen hat. Er braucht nur zum Telefon zu greifen, und innerhalb einer halben Stunde kennt er Ihren Kreditrahmen und Ihre Schuhgröße.«

Genau wie ihr Vater. Das gehörte zum Geschäft, und davon verstand sie einiges. »Warten Sie mal eine Sekunde. Ich kann doch nicht auf einem Bein herumhüpfen.« Whitney entzog ihm ihre Hand, um ihren Schuh wieder anzuziehen. »Und was nun?«

»Wir müssen in die Garage.«

»Zweiundvierzig Stockwerke zu Fuß?«

»Fahrstühle haben leider selten eine Hintertür.« Mit diesen Worten nahm er wieder ihre Hand und zog sie weiter. »Ich möchte nicht in die Nähe Ihres Autos kommen. Vermutlich hat er dort jemanden postiert, für den Fall, dass wir denen oben entwischen.«

»Und warum müssen wir dann überhaupt in die Garage?«

»Wir brauchen ein Auto. Ich muss zum Flughafen.«

Whitney schlang sich den Riemen ihrer Handtasche um den Körper. »Sie wollen eins stehlen?«

»So habe ich mir das gedacht. Ich werde Sie bei einem Hotel absetzen – tragen Sie sich unter falschem Namen ein, und dann ...«

»O nein«, unterbrach sie ihn schroff, dankbar, dass sie bereits die zwanzigste Etage erreicht hatten. »Das werden Sie nicht tun. Eine Windschutzscheibe – dreihundert Dollar, eine Doppelglasscheibe – zwölfhundert, Dresdener Vase aus dem Jahre 1865 – zweitausendzweihundertfünfundsiebzig.« Sie öffnete ihre Tasche und zog ein Notizbuch hervor, ohne im Lauf innezuhalten. »Ich gedenke, das Geld auf Heller und Pfennig einzutreiben.«

»Sie werden Ihr Geld schon bekommen«, erwiderte er grimmig. »Und jetzt sparen Sie sich Ihre Puste.« Whitney gehorchte, doch sie schmiedete bereits eigene Pläne.

Als sie das Garagendeck erreicht hatten, war sie so erschöpft, dass sie sich atemlos gegen die Wand sinken ließ, während er durch einen Spalt in der Tür blinzelte. »Okay, wir nehmen den Porsche hier. Ich gehe zuerst raus. Wenn ich im Auto bin, kommen Sie nach. Und halten Sie den Kopf unten.«

Er zog die Pistole aus der Tasche. Whitney fiel auf, dass in

seinen Augen eine Art Abscheu lag. Warum um alles in der Welt schaute er die Waffe an, als handle es sich um ein besonders widerliches Insekt? Sie hatte angenommen, eine Waffe würde gut zu ihm passen – zu einem Mann, der wohl oft genug in düsteren Spelunken und verräucherten Hotelhallen herumhing. Doch dem war nicht so. Ganz und gar nicht. Dann verschwand er hinter der Tür.

Wer war Doug Lord wirklich?, fragte Whitney sich. Ein Ganove, ein Betrüger, ein Opfer? Tief in ihrem Inneren spürte sie, dass er von allen dreien etwas hatte. Er übte eine fast magnetische Anziehungskraft auf sie aus, und sie war entschlossen herauszufinden, warum dem so war.

Doug bückte sich und entnahm seiner Tasche etwas, das wie ein Taschenmesser aussah. Gebannt beobachtete Whitney, wie er einen Moment im Schloss herumstocherte und dann seelenruhig die Beifahrtstür öffnete. Was auch immer er sein mochte, er verstand etwas vom Autoknacken. Diesen Gedanken beiseiteschiebend, drängte sich Whitney durch den Türspalt. Er saß bereits auf dem Fahrersitz und bastelte an den Drähten unter dem Armaturenbrett herum, als sie in den Wagen kletterte.

»Zum Teufel mit diesen ausländischen Fabrikaten«, brummte er. »Da lobe ich mir einen guten alten Chevy.«

Whitney riss bewundernd die Augen auf, als der Motor zum Leben erwachte. »Können Sie mir beibringen, wie man das macht?«

Doug warf ihr einen misstrauischen Blick zu. »Nicht jetzt. Und diesmal fahre ich.« Er legte den Rückwärtsgang ein, rangierte den Porsche aus der Parkbox und fuhr Richtung Garagenausfahrt. »Bevorzugen Sie ein bestimmtes Hotel?«

»Ich denke gar nicht daran, in ein Hotel zu gehen. Ich lasse

Sie nicht aus den Augen, bis Ihr Konto ausgeglichen ist, Lord. Wo Sie hingehen, da gehe auch ich hin.«

»Hören Sie, ich weiß nicht, wie viel Zeit ich habe.« Während der Fahrt blickte er immer wieder aufmerksam in den Rückspiegel.

»Das Einzige, was Sie nicht haben, ist Geld«, erinnerte sie ihn, nahm ihr Notizbuch und begann, säuberlich Zahlen einzutragen. »Und augenblicklich schulden Sie mir den Gegenwert einer Windschutzscheibe, einer antiken Porzellanvase, eines Meißener Teeservices – elfhundertfünfzig dafür – einer Fensterscheibe – vielleicht noch mehr ...«

»Dann kommt es auf einen weiteren Tausender ja nicht an.«

»Auf tausend Dollar kommt es immer an. Sie haben nur so lange Kredit, wie Sie in Sichtweite sind. Wenn Sie ein Flugticket wollen, dann müssen Sie sich daran gewöhnen, einen Partner zu haben.«

»Partner?« Er drehte sich zu ihr um und fragte sich, warum er ihr nicht einfach die Tasche wegnahm und sie aus dem Auto warf. »Ich arbeite nie mit einem Partner zusammen.«

»Diesmal schon. Fifty-fifty.«

»Aber ich habe alles in der Tasche.« In Wirklichkeit stimmte das nicht so ganz, aber jetzt war nicht der Zeitpunkt, sich um die Einzelheiten zu sorgen.

»Doch Ihnen fehlt das nötige Kleingeld.«

Doug bog auf den FDR-Drive ein. Genau das war der springende Punkt. Er brauchte dringend Geld. Also brauchte er sie, zumindest vorläufig. Später, ein paar Tausend Kilometer von New York entfernt, konnte man weitersehen. »Okay, wie viel Bares haben Sie denn dabei?«

»Ein paar Hundert Dollar.«

»Hundert? Scheiße!« Der Tacho pendelte sich bei fünfundfünfzig ein. Er konnte es sich nicht leisten, wegen Geschwindigkeitsübertretung angehalten zu werden. »Damit kommen wir höchstens bis New Jersey.«

»Ich trage nicht gern große Summen mit mir herum.«

»Fantastisch. Ich habe Papiere, die Millionen wert sind, und Sie wollen mit ein paar Hundert Dollar einsteigen.«

»Zuzüglich der fünftausend, die Sie mir schulden. Außerdem ...«, sie langte in ihre Tasche, »... habe ich dieses Stückchen Plastik.«

Grinsend hielt sie eine American Express Gold Card hoch. »Ohne die gehe ich nie aus dem Haus.«

Doug starrte die Karte an, dann warf er den Kopf in den Nacken und lachte schallend. Vielleicht war sie den ganzen Ärger, den sie verursachte, nicht wert, doch mittlerweile hegte er da seine Zweifel.

Die Hand, die nach dem Telefonhörer griff, war plump und sehr weiß, die Fingernägel kurz geschnitten und sorgfältig gefeilt. Die weißen Hemdärmel wurden am Handgelenk von rechteckig geschnittenen Saphirmanschettenknöpfen zusammengehalten. Auch der Telefonhörer schimmerte weiß und kühl. Drei der Finger, die sich darum schlossen, waren liebevoll manikürt, doch dort, wo der kleine Finger gesessen hatte, sah man nur noch einen vernarbten Stumpf.

»Dimitri.« Eine Stimme wie Musik. Bei ihrem Klang begann Remo am anderen Ende der Leitung aus allen Poren zu schwitzen. Er sog an seiner Zigarette und begann hastig, ehe er den Rauch wieder ausstieß:

»Sie sind uns entwischt.«

Tödliches Schweigen. Dimitri wusste nur zu gut, dass das erschreckender wirkte als Hunderte von Drohungen. Fünf, zehn Sekunden herrschte Stille. Dann: »Drei Männer gegen einen und eine junge Frau. Wie stümperhaft.«

Remo lockerte seine Krawatte, um besser Luft zu bekommen. »Sie haben einen Porsche gestohlen. Wir folgen ihnen, offensichtlich wollen sie zum Flughafen. Sie werden nicht weit kommen, Mr. Dimitri.«

»Nein, sie werden nicht weit kommen. Ich habe noch einige Anrufe zu erledigen, einige – Hebel in Bewegung zu setzen. In ein, zwei Tagen treffen wir uns.«

Erleichtert fuhr sich Remo mit der Hand über den Mund. »Und wo?«

Ein leises, entferntes Lachen tönte aus dem Hörer, und Remos Erleichterung verschwand schlagartig. »Kümmere du dich um Lord, Remo. Ich kümmere mich um dich.«

## *Kapitel 2*

Sein Arm war ganz steif geworden. Mit einem leisen Laut des Unbehagens rollte Doug sich zur Seite und zupfte geistesabwesend an seinem Verband herum. Sein Kopf ruhte auf einem weichen, frisch bezogenen Kopfkissen, die Bettdecke, in die er sich kuschelte, spendete angenehme Wärme. Behutsam bewegte er den linken Arm und legte sich auf den Rücken.

Der dunkle Raum vermittelte ihm die Illusion, es sei immer noch Nacht, doch ein Blick auf die Uhr belehrte ihn, dass es bereits Viertel nach neun war. Mist! Er rieb sich mit der Hand über das Gesicht und setzte sich auf.

Eigentlich sollte er sich längst in einem Flugzeug mitten über dem Indischen Ozean befinden, anstatt in einem noblen Washingtoner Hotelzimmer herumzuliegen. Einem ziemlich öden Hotel, wie er sich erinnerte. Wenn er nur an diese mit rotem Teppich ausgelegte Halle dachte! Sie waren um zehn nach eins angekommen, und man hatte ihm nicht einmal mehr einen Drink serviert. Von ihm aus konnten sich die Politiker Washington an den Hut stecken, er bevorzugte jedenfalls New York.

Dann tauchten die Probleme auf. Erstens hielt Whitney den Daumen auf dem Geld. In diesem Punkt hatte sie ihm keine Wahl gelassen. Zweitens hatte sie recht gehabt. Während er nur

daran dachte, aus New York herauszukommen, machte sie sich Gedanken um die Details, wie zum Beispiel die Beschaffung von Pässen.

Sie verfügte also in D.C. über Beziehungen, überlegte er. Nun, wenn diese Beziehungen ihm den Weg ebneten, hatte er nichts dagegen einzuwenden. Doug sah sich in dem teuren Hotelzimmer um, das kaum größer als eine Duschkabine war. Den Zimmerpreis würde sie ihm garantiert auch in Rechnung stellen. Mit schmalen Augen starrte Doug auf die Verbindungstür. Whitney MacAllister hatte statt eines Herzens eine Registrierkasse im Leib. Und ein Gesicht wie ein ...

Unwillig lächelnd schüttelte er den Kopf und legte sich zurück. Besser, er beschäftigte sich nicht zu sehr mit ihrem Gesicht und ihren sonstigen Reizen. Ihr Geld war es, was er brauchte. Frauen kamen erst einmal an zweiter Stelle. Wenn er das besaß, wohinter er herjagte, dann würde er sich vor ihnen nicht retten können.

Bei dieser angenehmen Vorstellung verstärkte sich sein Lächeln. Blondinen, Brünette, Rotschöpfe, üppig, schlank, groß oder klein, er war da nicht allzu wählerisch, und er hatte die Absicht, sehr großzügig mit seiner Zeit umzugehen. Doch erst einmal musste er sich einen Pass nebst Visum beschaffen. Gottverdammter Bürokratismus, überlegte er finster. Ein Schatz wartete auf ihn, ein professioneller Totschläger lechzte nach seinem Blut, und zu allem Überfluss hatte er eine verrückte Frau am Hals, die ihm noch nicht einmal ein Päckchen Zigaretten besorgen würde, ohne den Preis in das kleine Büchlein einzutragen, das sie in ihrer zweihundert Dollar teuren Schlangenledertasche mit sich herumtrug.

Dieser Gedanke veranlasste ihn, eine Zigarette aus der

